

Einleitung

1.1 Verstummte Stimmen zum Sprechen bringen

Es knackt leise, ehe eine fragende Männerstimme zu hören ist. „Und wie sind Sie von dort weggekommen?“, fragt der Mann. Kraftvoll, fast resolut antwortet die Stimme einer Frau:

1944 im Dezember haben sie meinen Mann geholt aus unserer Wohnung und sind spurlos verschwunden, wie viele Hunderte und Tausende. Und am 15. [Dezember] mussten wir fort von unserem Dorf, auf Jarek ins Lager, die Frauen und Kinder. Dort war ich 17 Monate, in dem Lager. Und dort ist meine Schwiegertochter in der Früh um vier gestorben auf den 19. Juli [19]44. Und meine Mutter nachmittags um vier – in einem Tag. Mein Schwiegervater ist im Lager gestorben. Meinem Sohn seine Kinder haben sie mir weggenommen. Mein Sohn ist in Russland gestorben. Ich hatte nur einen Sohn. Und die Kinder haben die Partisanen uns weggenommen – allen Großeltern haben sie die elternlosen Kinder weggenommen. Dann war ich 17 Monate in Jarek, danach sechs Monate in Kruschiwl und danach noch einmal sechs Monate in Gakowa. Und von dort bin ich fort, über die Grenze, mit den Kindern. Die Partisanen hatten sie uns weggenommen und ich habe die Kinder gestohlen in der Nacht und bin über die Grenze mit ihnen. Sonst hätte ich die auch nicht mehr. Na und dann war ich halt in Ungarn noch ein paar Monate und habe dort geschafft, bis ich wieder Geld hatte um weiterzugehen. Und so bin ich über sieben Grenzen gegangen mit den zwei Kindern. Der Kleine war 14 Monate alt wie wir fortmussten von daheim. Die anderen waren alle tot, ich hatte niemanden mehr, nur die zwei Kinder. Bei Salzburg bin ich über die Grenze. Da habe ich zuerst ein Kind auf den Buckel genommen und durch das Wasser getragen, dann das andere. So bin ich auf Deutschland gekommen. Und dann war ich einen Monat in Allach im Lager, habe mich aber gleich um Arbeit beworben. Ich wollte mit meinen Kindern aus dem Lager. Ich habe gesagt: „Es ist mir alles eins. Es mag die geringste Arbeit sein, nur: Ich will aus dem Lager mit den Kindern.“ Weil – was die Kinder dort alles gesehen und gehört haben – ich war nur froh, dass die noch so klein waren. Dann bin ich nach Ruhpolding gekommen. Dort war ich fünf Jahre. Und nach fünf Jahren bin ich dann da hergekommen,

auf Laupheim. Und da habe ich jetzt ein Eigenheim – als alte Frau, mit 62 Jahren. Und so bin ich halt jetzt da.¹

Die Frau, die hier von Leid und Entbehrung, aber auch vorsichtig zuversichtlich von ihrem Neuanfang spricht, wurde – so offenbart es ein vergilbtes Datenblatt – 1893 in Torschau geboren, rund 40 Kilometer nordwestlich von Novi Sad entfernt. Der Mann, der sie befragt, ist der Tübinger Sprachwissenschaftler Arno Ruoff. Gemeinsam mit Hermann Bausinger war Ruoff im Sommer des Jahres 1955 ins oberschwäbische Laupheim gefahren um dort, wie in vielen anderen Orten Württembergs, regionale Sprachvarietäten auf Tonband aufzunehmen.

Allein im Jahr 1955 fertigten Hermann Bausinger und Arno Ruoff, wie sie später resümierten, „gegen 500 Aufnahmen, etwa je zur Hälfte von Einheimischen und Heimatvertriebenen“² an. Aus diesem Jahr stammen auch alle rund 180 Tonbandaufnahmen, an denen die vorliegende Arbeit buchstäblich lauscht. Sämtliche Aufnahmen wurden einst im Rahmen eines republikweiten Projekts der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) unter enormem personellen und finanziellen Aufwand angefertigt. Ursprünglich sollten sie dem Zweck dienen, dialektologische Varietäten zu erforschen. Doch die „Heimatvertriebenen Aufnahmen“ – so seinerzeit die Bezeichnung des Teilkorpus – gerieten schon bald wieder in Vergessenheit. Gerade verglichen mit den akribisch beforschten Aufnahmen einheimischer Dialektsprender führten sie bis dato ein Schattendasein im Universitätsarchiv, genauer gesagt im Arno-Ruoff-Archiv der Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“ des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen.

Beim Erscheinen dieser Arbeit werden siebzig Jahre vergangen sein, seitdem die Stimmen auf Tonband aufgenommen wurden und schon kurz danach wieder verstummten. Die vorliegende Arbeit will ihnen durch eine empirisch-kulturwissenschaftliche Gegenwartsperspektive Gehör verschaffen und legt dazu das Ohr an Fach- und Landesgeschichte, an traditionelle Forschungspraxis und innovative Zugänge. Anhand eines multiperspektivischen Brückenschlags, der an wesentliche und ineinander verwobene Forschungstraditionen der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft respektive Volkskunde anschließt, fragt die Arbeit, was Empirische Kulturwissenschaft heute in den Stimmen von einst hören kann – und was nicht. Hierfür wurden über einen intensiven Rechercheprozess heute noch lebende Verwandte der einst auf Tonband aufgenommenen „Heimatvertriebenen“ ausfindig gemacht. Im Rahmen qualitativer Leitfadeninterviews rezipierten diese die historischen Aufnahmen ihrer

1 I / 356 Laupheim (1955) [06:23–09:58 min.]

2 Ruoff, Arno: Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache. Einführung in die Reihe ‚IDIOMATICA‘ mit einem Katalog der ausgewerteten Tonbandaufnahmen (= IDIOMATICA 1). Tübingen 1973, 72.

Vorfahren erstmalig, wodurch die verstummten Stimmen wortwörtlich wieder „zur Sprache gebracht“ wurden.

Gemäß eines von Utz Jeggle für die Disziplin der Empirischen Kulturwissenschaft ausgemachten Schwerpunkts im „Umgang mit Sachen“ – so Jeggles Aufsatztitel sowie gleichnamig auch der Titel des von Konrad Köstlin und Hermann Bausinger herausgegebenen Sammelbands – schließt die Arbeit in sachkultureller Ebene an jene Tradition an, die „als Thema des Fachs das Verhältnis der Menschen zu ihren Sachen beschrieben [hat]“³, wie Jeggle schreibt.

Entsprechend wirft die Arbeit den Blick zurück und nach vorne, nach innen und außen, nach Tübingen und Südosteuropa, ins Archiv und in den Alltag, wobei die Blicke in folgende Richtungen schweifen:

Zunächst gilt der *Blick zurück* einer umfassenden Beschreibung der württembergischen „Heimatvertriebenen-Aufnahmen“ des Jahres 1955, deren fundierte Beforschung bis dato eine Lücke in der Geschichte des Ludwig-Uhland-Instituts bzw. der dortigen Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“ darstellt. Der *Blick nach vorne* bezieht sich auf den Status der Archivalien in Gegenwart und Zukunft sowie die Frage, wie Kulturwissenschaftler*innen heute am Material von gestern lauschen (können) und welche akuten Fragestellungen sich damit aus dem und *an den* eigenen Archivbestand ergeben.

Der *Blick nach innen* zielt auf die kanonische Tradition der Vertriebenenvolkskunde und tangiert angesichts der volkskundlichen „Sammelwut“⁴ grundsätzliche Fragen zum Umgang mit bzw. zur Verantwortung für die eigene Sammlung. Der *Blick nach außen* linst auf die traditionelle und produktive Nachbarschaft zu Geschichts- und Sprachwissenschaft, deren Fachtraditionen ebenso wie die der Volkskunde respektive Empirischen Kulturwissenschaft durch die mannigfaltigen Umwälzungen der Zwangsmigration Mitte des 20. Jahrhunderts maßgeblich geprägt wurden.

Der *Blick nach Tübingen* offenbart, wie im Detail darzustellen sein wird, die kanonische Besonderheit, dass die Dialektforschung hier, anders als andernorts, stets eng an die Volkskunde respektive Empirische Kulturwissenschaft angebunden war und mit der Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“ bis heute ist.

3 Jeggle, Utz: Vom Umgang mit Sachen. In: Köstlin, Konrad / Bausinger, Hermann (Hg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskunde-Kongreß in Regensburg vom 6.–11. Oktober 1981. Regensburg 1983, 11–26, hier 11.

4 Schöck, Gustav: Sammeln und Retten. Zu zwei Prinzipien volkskundlicher Empirie. In: Tübinger Vereinigung für Volkskunde (Hg.): Abschied vom Volksleben (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen, Bd. 27) (1970), 85–104, hier 101.

Der *Blick nach Südosteuropa* macht hingegen deutlich, inwiefern die Beschäftigung mit diesem „prägenden Tübinger ‚Ausland‘“⁵, wie Reinhard Johler die Region einmal bezeichnet hat, für die Fachgeschichte konstitutive Bedeutung hat.

Der *Blick ins Archiv* versucht durch eine Annäherung über historisch-ethnografische Shortcuts den so lange vernachlässigten Bestand sichtbar bzw. bestenfalls hörbar werden zu lassen. Denn wenngleich die vorliegende Arbeit keine eigenständige und ausschließliche Bearbeitung der Archivalien per se anstrebt, sollen eine möglichst detaillierte Erläuterung sowie eine kritische Kontextualisierung des Archivbestands entlang fachspezifischer Konzepte denen eine Stimme geben, die so lange verstummt waren. Der *Blick in den Alltag* schließlich scheint zunächst paradox, denn weder damals noch heute scheint den Tonbandaufnahmen etwas Alltägliches zu eignen: Als Hermann Bausinger und Arno Ruoff einst mit einem eigens präparierten VW-Bus samt Toningenieur in die Erhebungsorte fuhren und Schulen und Rathäuser zu provisorischen Tonstudios machten, dürfte dies ebenso wenig alltäglich gewesen sein wie der Eindruck, den sie bei den „Gewährsleuten“ hinterließen. Jedenfalls war am Ort oftmals noch lange die Rede von den beiden Herren aus Tübingen und ihrem etwas seltsamen Vorhaben, aufzuzeichnen, wie man „da halt so schwätzt“.

Und auch in den Augen bzw. Ohren meiner Interviewpartner*innen hatten die Aufnahmen ihrer Verwandten wohl eher das Gegenteil des Alltäglichen an sich, wussten doch die allerwenigsten überhaupt von deren Existenz, geschweige denn hatten sie die Aufnahme zuvor gehört. Auch das plötzliche Auftauchen einer Wissenschaftlerin, die sich zuvor mehr oder weniger penetrant durch den Ort gefragt und das Internet durchklickt hatte bei ihrem abenteuerlichen Versuch, ein Stück auf Tonband aufgezeichnete Familiengeschichte zu den Nachfahren zu bringen, dürfte der landläufigen Vorstellung einer Handlungsroutine entbehren. Das mag auch für das Interview selbst gelten, wofür wieder jemand von der Universität Tübingen, wieder mit Aufnahmegerät ausgestattet, über die Lande fuhr. Doch gerade diese vordergründige Abwesenheit des Alltäglichen, in der sich perpetuierende Ordnungsstrukturen identifizieren lassen, machen die Naht auf den Forschungsgegenstand sowie den methodischen Zugang vielversprechend.

Aus den aufgeführten Blickwinkeln ergibt sich eine fachspezifische Perspektive, die den Mehrwert empirisch-kulturwissenschaftlicher Forschung evident zu machen vermag, denn durch die produktive Kollision zweier Zeitebenen sowie eine feldadaptive Methodik konnten Bedeutungsdimensionen und Ordnungsmuster sicht- und hörbar gemacht werden, die andernfalls kaum darstellbar wären. Dreh- und Angelpunkt der solchermaßen Neuperspektivierung ist dabei das erstmalige „Erhören“ der Archiv-

5 Johler, Reinhard: Fehlende Perspektive bei langer Tradition? Die Tübinger EKW, die deutsche Volkskunde und Südosteuropa, In: Ders. / Kalinke, Heinke / Marchetti, Christian (Hg.): Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa. Rückblicke – Programme – Vorausblicke. Oldenburg/München 2015, 103–125, hier 104.

aufnahmen unter dezidiert Hinwendung zu den zeitgebundenen Erzählsubjekten *per se*. Die einst aufgezeichneten Vertriebenen sind damit nicht weiter lediglich namenlose, pauschalisierte Vertreter*innen einer bestimmten Sprachvarietät, an denen ausschließlich das *Wie* ihres Sprechens interessiert. Indem die Arbeit historische Quellen bewusst aus dem universitär-archivalischen Gefüge ent-stellt und einer Rezeption durch ihre Nachfahren-generation aussetzt, verfolgt sie das Ziel, die langen Wellen der bis heute beispiellosen Umsiedlungsbewegungen Mitte des vergangenen Jahrhunderts sichtbar zu machen. Verglichen mit alternativ denkbaren, zweifelsohne ebenso legitimen Themenzugängen, die nicht zufälligerweise über das Glück eines zwar bis dato unbeachteten, aber doch immerhin vorhandenen Bestands historischer Tonbandaufnahmen verfügen, ermöglicht der schließlich gewählte, Vielschichtigkeiten und Gleichzeitigkeiten in familialen Erinnerungsdiskursen ebenso zu beleuchten wie Widersprüchlichkeit und Lückenhaftigkeit.

Das zentrale Forschungsinteresse der Arbeit zielt dabei auf die Frage ab, welche Rolle die Tonbandaufnahme in Strukturen familialen Erinnerns spielt und welche Bedeutung speziell Aspekten auditiven Rezipierens und stimmlicher Materialität zukommt.

Die Beforschung der nunmehr 70 Jahre alten Tonbandaufnahmen erscheint dabei sowohl auf inhaltlicher als auch auf formaler Ebene attraktiv: Auf formaler Ebene erlaubt sie den Zugang im Lichte einer gegenwärtigen „Renaissance des Hörens“⁶, wie sie der Medienwissenschaftler Max Ackermann diagnostiziert. Und entsprechend bemerken auch Axel Volmar und Jens Schröter, „[d]ie Forschungsrichtung der Sound Studies ist in den Geistes- und Kulturwissenschaften angekommen“⁷. Volmars und Schröters Feststellung ist dabei nicht zuletzt auch anhand einer (nicht unproblematischen) Vielzahl entsprechender disziplinären Bezeichnungen ablesbar.⁸

Die Fülle gegenwärtiger Forschungsbemühungen, die Klanglichkeit als Totalphänomen in den Blick nehmen, soll jedoch keinesfalls darüber hinwegtäuschen, dass deren Vorschläge und Konzepte mitunter rudimentär und fragmentarisch sind. Dem Bestreben einer kulturanalytischen Einhegung des von Karin Bürkert und Mirjam

6 Ackermann, Max: Der Kampf um Aufmerksamkeit. Zur Renaissance des Hörens. In: Bernius, Volker / Kemper, Peter / Oehler, Regina / Wellmann, Karl-Heinz (Hg.): Erlebnis Zuhören. Eine Schlüsselkompetenz wiederentdecken. Göttingen 2007, 289–296.

7 Volmar, Axel / Schröter, Jens: Einleitung: Auditive Medienkulturen. In: Dies. (Hg.): Auditive Medienkulturen. Techniken des Hörens und Praktiken der Klanggestaltung. Bielefeld 2013, 9–34, hier 9. Zahlreiche Arbeiten aus benachbarten Disziplinen, die auditive Singularphänomene in den Blick nehmen, belegen deren Konjunktur anhand konkreter Praxisfelder. Vgl. etwa: Euritt, Alyn: Podcasting as an intimate Medium. Abingdon/New York 2023; Schulz, Miklas: Hören als Praxis. Sinnliche Wahrnehmungsweisen technisch (re-)produzierter Sprache. Lüneburg 2016; Niklas, Stefan: Die Kopfhörerin. Mobiles Musikhören als ästhetische Erfahrung. Paderborn 2014.

8 Vgl. dazu etwa: Schlüter, Fritz: ‚Sound Culture‘, ‚Acoustemology‘ oder ‚Klanganthropologie‘? Sinnliche Ethnografie und Sound Studies. In: Arantes, Lydia Maria / Rieger, Elisa (Hg.): Ethnografien der Sinne. Wahrnehmung und Methode in empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschungen. Bielefeld 2014, 57–74.

Nast beschriebenen „als unmittelbar empfundene[n] Eindruck[s], den auditive Archivalien hinterlassen“⁹ scheinen sie damit kaum gerecht zu werden.

Darüber hinaus ist die wissenschaftliche Annäherung an die „Heimatvertriebenen-Aufnahmen“ auf inhaltlicher Ebene zuvorderst darum interessant, weil sie auf eine erstaunliche, fast paradoxe Akutheit stößt: Einerseits scheint das Bewusstsein um die zwangsweise Umsiedelung von Millionen Menschen im Zuge von Flucht und Vertreibung zunehmend aus der Wahrnehmung einer breiten Bevölkerung zu verschwinden. Wohl am ehesten wird das Thema als Verzeichnis von Verlusten sichtbar, etwa anhand von Geburtsorten der „alten Heimat“, die vereinzelt noch auf Todesanzeigen in Tageszeitungen vermerkt sind. Selbiges gilt auch für die schwindende Präsenz von Vertriebenenverbänden, die wie Geisterschiffe dann und wann in regionalen Berichterstattungen auf- und wieder abtauchen. Außerhalb der Erlebnisgeneration mag das Thema denn auch eher auf Befremden denn Interesse stoßen – ganz, wie es die Autorin Petra Reski in einer Szene ihres Romans „Ein Land so weit“ schildert: Die Alten beginnen beim traditionellen Singen des Ostpreußen-Lieds am Ende jeder Familienfeier zu weinen, die Jungen wissen nicht recht worüber – peinliches Berührtsein.¹⁰ Entsprechend konstatiert Reinhard Johler in seinen einleitenden Worten zum Begleitband des 2011/2012 durchgeführten Studienprojekts mit dem Titel „Heimatsachen – donauschwäbische Grüße zum baden-württembergischen Geburtstag“: „Für Außenstehende und somit für die Mehrheit der Bevölkerung ist die ‚donauschwäbische Welt‘ in der Gegenwart kaum mehr wahrzunehmen.“¹¹

In Kontrast dazu steht der „Erinnerungsboom“¹² des Themas ab den 2000er Jahren, der mit Günter Grass' Roman *Im Krebsgang* seinen Höhepunkt fand und den Fernsehzeiteiler *Die Flucht* aus dem Jahr 2007 zum Quotenerfolg werden ließ. Und allein in jüngster Vergangenheit publizierten der SPIEGEL-Journalist Felix Bohr¹³ sowie die ehemalige FAZ-Journalistin Christiane Hoffmann¹⁴ einschlägige Bücher, die dem Thema auch – oder gerade – in der Nachfahrengeneration akute Konjunktur bescheinigen.

9 Bürkert, Karin / Nast, Mirjam: Kultur ist hörbar. Überlegungen zu einer auditiven historischen Ethnographie. In: Ludwig-Uhland-Institut (Hg.): Kultur ist. Beiträge der Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen. Tübingen 2022, 119–146, hier 120.

10 Vgl.: Reski, Patricia: Ein Land so weit. München 2000², 57.

11 Johler, Reinhard: Donau / Schwäbisches. Eine Einbegleitung in das Studienprojekt ‚Heimatsachen. Donauschwäbische Grüße zum baden-württembergischen Geburtstag‘. In: Ders. / Wolf, Josef / Glass, Christian (Hg.): Heimatsachen. Donauschwäbische Grüße zum baden-württembergischen Geburtstag. Tübingen 2012, 10–32, hier 12.

12 Scholz, Stephan / Röger, Maren / Niven, Bill: Einleitung. In: Dies.: (Hg.): Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung. Ein Handbuch der Medien und Praktiken. Paderborn 2015, 9–14, hier 9 f.

13 Bohr, Felix / Grothe, Solveig (Hg.): Verlorene Heimat. Das Schicksal der Vertriebenen des Zweiten Weltkriegs. München 2024.

14 Hoffmann, Christiane: Alles, was wir nicht erinnern. Zu Fuß auf dem Fluchtweg meines Vaters. München 2022.

Wie dargestellt spannen also drohender Verlust und neuerliche Konjunktur das thematische Feld auf, in dem sich die vorliegende Studie verortet sieht. Für die zielgerichtete Orientierung innerhalb dieses Feldes borgt sie sich zwei Imperative, die Marcus George im Zuge seiner Ausführungen einer Multi-Sided Ethnography darlegt – ursprünglich, um Herausforderungen bei der ethnografischen Beforschung globaler Problemkomplexe gerecht zu werden: *Follow the People*¹⁵ sowie *Follow the Thing*¹⁶. In diesem Sinne folgt die Arbeit den Menschen und Dingen, die ihr Forschungsfeld konstituieren, fragt mit subjektzentrierter ebenso wie sachkultureller Neugier nach dem Gestern im Heute – und umgekehrt – um somit das Potenzial dieses Zugangs grundsätzlich diskutierbar zu machen.

1.2 Aufbau der Arbeit und Lesehinweise

Die Arbeit an und mit archivalischem Material macht einige begriffliche Erläuterungen erforderlich, um changierende Terminologien im Lichte permanenter historischer Neubewertungen temporal differenziert abbilden zu können. Entsprechend sind die nachfolgenden Anmerkungen zu Begriffsverwendungen und -bedeutungen damals und heute bzw. damals *vs.* heute der Arbeit als Lesehinweise vorangestellt:

Die erste Erläuterung bezieht sich auf die Bezeichnung *Heimatvertriebene*, denn Mathias Beer verweist im Zuge parallel existierender Begrifflichkeiten auf die Schwierigkeit einer „zunächst fehlenden Definition des damit verbundenen Personenkreises.“¹⁷ Der Historiker Gerhard Reichling beschreibt entsprechend „terminologische Probleme [...]“¹⁸ angesichts der vielgestaltigen Begriffsbezeichnungen für die Opfer der nie dagewesenen Zwangsmigration und geht besonders auf die rechtlichen Status jeweiliger Benennungen ein. Während Albrecht Lehmann als „pragmatische Lösung eines komplizierteren pragmatischen Problems“¹⁹ die synonyme Verwendung von *Flüchtling*, *Vertriebener* und *Heimatvertriebener*²⁰ erklärt, betont Herta Müller, in selbstredend literarischem Gestus: „Das Wort Heimatvertriebener hat einen warmen

15 Marcus, George E.: Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sided Ethnography. In: Annual Review Anthropology, Vol. 24 (1995), 95–117, hier 106.

16 Ebd.

17 Beer, Mathias: Die Flüchtlingsfrage in Deutschland nach 1945. Geschichte, Forschung, Erinnerung. Göttingen 2025, 11 f.

18 Reichling, Gerhard: Flucht und Vertreibung der Deutschen. Statistische Grundlagen und terminologische Probleme. In: Schulze, Rainer / von der Brelie-Lewien, Doris / Grebing, Helga (Hg.): Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit. Hildesheim 1987, 46–56, hier 51.

19 Lehmann, Albrecht: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990. München 1991, 15.

20 Ebd., 14.

Hauch, es meint eine einzelne aus allem herausgerissene Person.“²¹ Und als eben solche „einzelne aus allem herausgerissene Person“ (Müller) wurden die für die sprachwissenschaftliche Erhebung einst Interviewten seinerzeit auch benannt.²² Und seit jeher firmieren die Archivalien in Tübingen denn auch unter der Bezeichnung „Heimatvertriebenen-Aufnahmen“²³. Im Anschluss an diese originäre Bezeichnung wird *Heimatvertriebene(r)* in der Studie demnach als Feldbegriff verstanden und entsprechend in Anführungszeichen verwendet. Für die gegenwärtig-deskriptive Perspektive der Arbeit wird hingegen der mittlerweile üblichere Begriff *Vertriebene* gewählt.

Analoges gilt auch für die Bezeichnung einst Interviewter als *Gewährsperson(en)* bzw. geschlechtsspezifisch *Gewährsfrau* und *Gewährsmann* sowie seltener auch generalisierend *Gewährsleute*. Brigitta Schmidt-Lauber hat angesichts des Wandels in der empirischen Datengewinnung auf die Problematik hingewiesen, dass mit dieser Begrifflichkeit noch bis in die 1960er Jahre „Gewährspersonen, deren Aussagen generalisiert wurden, [...] als Repräsentanten ‚der Gemeinschaft‘ [galten].“²⁴ Und gewiss ist ein solches Verständnis weit entfernt von heutigen Standards wissenschaftlichen Arbeitens, das Interviewte als „aktiv handelnde und kompetente Interaktionspartner“²⁵ auffasst, wie Siegfried Lamnek in seinem Standardwerk zur qualitativen Sozialforschung betont. Und auch wenn der damals schlicht üblichen Forschungspraxis mit der Bezeichnung *Gewährsperson* mit Sicherheit Genüge getan war, markieren die in der vorliegenden Arbeit verwendeten Anführungszeichen terminologische Übernahmen aus historischem Material, was auch für die abgekürzte Version („GP“) in den Interviewtranskripten gilt. Dort ist zudem stets das Jahr des Interviews angegeben, also etwa „*Gewährsperson*“ (1955). Und obwohl das Jahr der Aufnahmeerstellung bei allen verwendeten Tondokumenten ausnahmslos dieses Jahr, 1955, ist, soll somit die schnelle Zuordenbarkeit der transkribierten Passagen ermöglicht werden. Dies betrifft insbesondere Stellen, an denen Tonbandaufnahmen von 1955 in den Hörprozess der Nachfahren während der Interviews in den Jahren 2022/23 verflochten sind.

21 Müller, Herta: Die Lücke in der deutschen Erinnerungskultur. Das Exil gehört zur Geschichte Deutschlands. In: Politik & Kultur. Zeitung des Deutschen Kulturrat 06/2019, 1. <https://www.kulturrat.de/wp-content/uploads/2019/05/puko6-19.pdf> (17.06.2025).

22 Zwirner, Eberhard / Bethge, Wolfgang: Erläuterungen zu den Texten (= Lautbibliothek der deutschen Mundarten, Bd. 1). Göttingen 1958, 5.

23 Vgl. Ruoff 1973, 76.

24 Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Götsch, Silke / Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007², 169–188, hier 170; Zur damaligen Neuausrichtung der Disziplin speziell in Tübingen vgl. auch: Bürkert, Karin: ‚Gewährsleute‘, ‚Groteskmaske‘ und ‚Gruppennorm‘. Latenz und Neuausrichtung in den Erhebungs- und Analysepraktiken der 1960er Jahre am Beispiel der Tübinger Fastnachtforschung. In: Moser, Johannes / Götz, Irene / Ege, Moritz (Hg.): Zur Situation der Volkskunde 1945–1970. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges. Münster / New York 2015, 353–369.

25 Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Weinheim/Basel 2010⁵, 13 f.

Komplementär zum Begriff der *Gewährsperson* wurde auch die Bezeichnung *Aufnehmender* aus dem Feld des historischen Aufnahmesettings übernommen. Denn Hermann Bausinger und Arno Ruoff hatten sich einst als solche bezeichnet, wenn gleich Ruoff sich rückblickend kritisch über diesen „nicht sehr glücklichen Terminus“²⁶ äußerte. Wie bei der Zitation von „Gewährsleuten“ ist auch beim „Aufnehmenden“ zur besseren Orientierung das Jahr 1955 stets in Klammern angegeben, also „*Aufnehmender*“ (1955). Für von mir gestellte Interviewfragen sind gemäß gängiger Praxis meine Initialen angeführt.

Um Beziehungen zwischen „Gewährspersonen“ und meinen Interviewpartner*innen zu kennzeichnen, sind die von mir Interviewten stets in ihrer verwandtschaftlichen Beziehung zur einstigen „Gewährsperson“ angeführt, also beispielsweise als *Enkelin der „GP“* (*1956). Das jeweils in Klammern stehende Geburtsjahr meiner Interviewpartner*innen trägt dabei dem Umstand Rechnung, dass lebensalterliche Interdependenzen bzw. generationelle Zugehörigkeiten für Aussagewerte zumindest potenziell von Bedeutung sein können.

Mit Blick auf die Zitationen aus den Transkripten der Archivaufnahmen ist im Allgemeinen zu beachten, dass diese durchgängig mit Archivsignatur, Erhebungsort und Minuten-Sekunden-Timecode zitiert sind, beispielsweise also *I / 791 Kaisersbach [00:00–00:05 min.]*. Hingegen sind die von mir geführten Interviews ausschließlich mit Interviewdatum und – aufgrund der Länge der Interviews – übersichtshalber mit Absatznummerierungen versehen, beispielsweise also *Interview am 11.10.2023, 222–224*.

Eine letzte Erläuterung betrifft das Begriffspaar *Flucht und Vertreibung*. Die Geschichtswissenschaft hat dieses hinreichend diskutiert und dabei in erster Linie problematisiert, dass eine solche „Doppelformel von ‚Flucht und Vertreibung‘“²⁷, wie sie Konrad Köstlin benennt, in ihrer Kondensation auf ein begriffliches Zwillingsspaar den faktisch-komplexen, gebietsbezogen hochspezifischen Vollzugspraktiken erzwungener Migration²⁸ kaum gerecht werden kann. Denn damit würde, so betont Albrecht Lehmann, „fast unbesehen vorausgesetzt, es hätte damals ein einheitliches Flüchtlingsschicksal gegeben.“²⁹ Und auch während meiner Interviews mit Nachfahren erntete ich manches Mal deutlichen Einspruch von Interviewpartner*innen,

26 Vgl. Ruoff 1973, 72: „Die Benennung von Aufnehmendem und Gewährsperson bereitet Schwierigkeiten: Die Bezeichnung ‚Aufnahmeleiter‘ ist umständlich und doch nicht eindeutig, wenn er zugleich ‚Frager‘ ist. ‚Frager‘ umgekehrt hat u. a. den Nachteil, daß er einen dahinterstehenden Aufnahmeleiter vermuten läßt. Ich verwende dafür den freilich auch nicht sehr glücklichen Terminus ‚Aufnehmender‘. [...] Die beiden Begriffspaare ‚Sprecher und Aufnahmeleiter‘, ‚Gewährsperson und Explorator‘ werden in unseren Arbeiten zumeist synchron gebraucht.“

27 Köstlin, Konrad: Eine Ästhetik des Verlusts. In: Fendl, Elisabeth (Hg.): *Zur Ästhetik des Verlusts. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde* 8. bis 10. Juli 2009. Münster u. a. 2010, 7–24, hier 14.

28 Vgl. dazu etwa Beer 2011, 67–98 (= Kapitel 6).

29 Lehmann 1991, 20.

wenn ich generalisierend von *Flucht und Vertreibung* ihrer Vorfahren sprach, und wurde mitunter entschieden darauf hingewiesen, die Vorfahren seien nicht geflüchtet, sondern ausgewiesen oder umgesiedelt worden.

Hermann Bausinger hat im Zuge seiner Forschungen zum Erzählen illustriert, dass „unsere Sprache ein reiches Angebot an [...] Wortpaarungen bereitstellt“³⁰, und betont, „[a]ll diese Doppelungen sind gewohnt und vertraut“³¹. Bezeichnenderweise anhand der Begegnung mit einem von Bausinger so bezeichneten *Flüchtling* sensibilisiert Bausinger für die Unabdingbarkeit einer kritischen Haltung angesichts derartiger sprachlicher Vorstrukturierungen. Bausinger formuliert, „die Sprache dichtet und denkt für diejenigen, die sich ihrer bedienen“³² und illustriert dazu anekdotisch:

Er [der ‚Flüchtling‘, Anm. d. Verf.] erzählte von der Vertreibung aus der ostdeutschen Heimat in der Zeit um das Ende des Zweiten Weltkriegs, die innerhalb weniger Stunden erfolgen musste – sie hätten sich dann auf den Weg gemacht *mit Sack und Pack*. Aber dann stutzt er und sagt: Eigentlich ja gerade ohne Sack und Pack – und er erklärt, dass wegen der Eile, aber auch wegen der Anordnungen fast alles zurückgelassen werden musste [Kursivierung im Original, Anm. d. Verf.].³³

Vor dem Hintergrund von Bausingers Schilderung und der in der Arbeit – dennoch – gewählten Begriffsverwendung *Flucht und Vertreibung*, zu deren Gunsten wiederum die Explizitäten anderer, im Einzelfall womöglich treffenderer Semantiken unterschlagen werden, sei auf die dahingehend einenden Ausführungen von Mathias Beer hingewiesen. Beer betont, es habe sich

für die Zwangsmigration von rund 12,5 Millionen deutschen Staatsbürgern und Angehörigen deutscher Minderheiten in Ostmitteleuropa während und am Ende des Zweiten Weltkriegs [...] im Deutschen die Chiffre ‚Flucht und Vertreibung‘ eingebürgert. Diese umfasst weit mehr als die Summe der beiden Begriffe, die sie vereint.³⁴

Aus dem verwendeten Material heraus lässt sich die womöglich an manchen Stellen unterkomplexe Verwendung der „Doppelformel“ (Köstlin) bzw. „Chiffre“ (Beer) damit erklären, dass sich Herkunftsgebiete der einst aufgenommenen „Gewährsleute“ ja weder im Vorfeld der Arbeit noch währenddessen lokal eingrenzen ließen. Zwar wurde im Zuge der Datenerhebung von 1955 in Württemberg ein besonderer Fokus

30 Bausinger, Hermann: Vom Erzählen. Poesie des Alltags. Stuttgart 2022, 162.

31 Ebd.

32 Ebd.

33 Ebd.

34 Beer, Mathias: Fachbücher, wissenschaftliche. In: Scholz, Stephan / Röger, Maren / Niven, Bill (Hg.): Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung. Ein Handbuch der Medien und Praktiken. Paderborn 2015, 100–115, hier 100.

auf die Gruppe der Donauschwaben gelegt, bei weitem sind unter den „Heimatvertriebenen-Aufnahmen“ jedoch auch solche mit „Gewährsleuten“ aus anderen einstigen (süd-)osteuropäischen Siedlungsgebieten. Im Arno-Ruoff-Archiv waren sie bis dato nur nach denjenigen Orten in Württemberg sortiert, in denen 1955 die Tonbandaufnahmen angefertigt wurden, nicht jedoch nach Herkunftsorten oder -regionen. Eine jeweilige Einzelfallzuordnung, die je nach Herkunftsgebiet dezidiert nach faktischen Migrationsvollzügen unterschieden hätte, wäre im Sinne des Erkenntnisinteresses am Ende wohl eher verwirrend denn erhellend. Vielmehr ist mit Beer davon auszugehen, dass *Flucht und Vertreibung* „einen Migrationsvorgang [charakterisiert], der ein großes Spektrum an kaum voneinander zu trennenden Bevölkerungsbewegungen umfasst – Evakuierung, Flucht, Deportation, Umsiedlung, Ausweisung und Vertreibung.“³⁵ Aus Gründen der Handhabbarkeit wird das Begriffspaar daher als Stellvertreterterminus betrachtet, der sämtliche Prozesse erzwungenen Heimatverlusts einschließt.

Die erörterten Lesehinweise mögen zum Vademecum bei der Navigation durch den Text gereichen, der wie folgt aufgebaut ist: Das hier direkt folgende zweite Kapitel (*Das historische Ohr*) lauscht wortwörtlich an den „Heimatvertriebenen-Aufnahmen“ des Arno-Ruoff-Archivs aus dem Jahr 1955, indem es neben inhaltlichen Ausschnitten deren Entstehungskontext reflektiert, problematisiert und innerhalb der Tradition Tübinger Osteuropaforschung kontextualisiert. Dies schließt auch die Erörterung des Forschungsgegenstands entlang der wechselhaften Geschichte der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“ ein. Historisch-ethnografische Shortcuts am Ende dieses zweiten Kapitels stellen fachspezifische Frageinteressen und Perspektiven auf den Gegenstand vor, ehe sich am Ende des Kapitels Forschungsfrage und Feldzugang formuliert finden.

Das dritte Kapitel (*Das gegenwärtige Ohr*) ordnet den Forschungsgegenstand in übergeordnete Theoriekonzepte ein. Die dargelegte Fülle multidimensionaler Verwebungen des Sujets in gestern und heute, innen und außen, in Tübingen und Südosteuropa, in Archiv und Alltag macht plausibel, auf ein „klassisches“ Methodenkapitel zu verzichten und theoretische Zugänge stattdessen direkt entlang des Materials zu explizieren. Erläuterungen zur gewählten Methodik sowie zum (Um-)Weg ins Feld beschließen das Kapitel. Kapitel 4 analysiert unter der Überschrift *Gegenwärtige Vergangenheit und vergangene Gegenwart* schließlich die Interviews mit den Nachfahren einstiger „Gewährsleute“, wobei sich vier Unterkapitel jeweils Aspekten innerhalb der settingspezifischen Interferenz von Interviewpartner*innen, Tonbandaufnahme und Forschender widmen. Die so explizierten Befunde werden in Kapitel 5 als Fazit kondensiert und mit Ausblick auf metaperspektivische Einordnungen diskutiert.